Rundfunkhistorisches Gespräch mit Hansjürgen Rosenbauer

Prof. Dr. Hansjürgen Rosenbauer, geb. 10.12.1941, studierte Germanistik, Politik und Soziologie in Frankfurt/M. und New York. 1968 wurde er mit dem Thema „Brecht und der Behaviorismus“ an der New York University promoviert. Er arbeitete als freier Autor für verschiedene Zeitungen und den Hörfunk, bevor er 1969 beim Hessischen Rundfunk (hr) als Fernsehredakteur („Titel, Thesen, Temperamente“) eingestellt wurde. Er war ARD-Korrespondent in Prag, Redakteur und Kommentator im ARD-Studio Bonn sowie Moderator (und teilweise auch Erfinder) mehrerer Sendereihen (z.B. „Je später der Abend“, „Weltspiegel“, „Kulturweltspiegel“, „Weltspiegel für Kinder“, „Ich trage einen großen Namen“, „Rosenbauer im Gespräch“).

Im WDR leitete er zunächst die Auslandsredaktion und dann den Programmbereich Kultur, Wissenschaft und Bildung. Seit der Gründung des Ostdeutschen Rundfunks Brandenburg (ORB) im Jahr 1991 bis zu dessen Fusion mit dem Sender Freies Berlin (SFB) 2003 war er Intendant des ORB in Potsdam.

Von 1990 bis 2006 war er Professor an der Kunsthochschule für Medien Köln (KHM) im Fachbereich Film/Fernsehen und lehrt derzeit an der Universität der Künste in Berlin. Er wirkte im Filmbeirat des Goethe-Instituts sowie vier Jahre lang als Präsident der INPUT (International Public Television Conference).

Seit 2003 ist Rosenbauer Mitglied des Medienrats der Medienanstalt Berlin-Brandenburg (mabb), seit 2014 dessen Vorsitzender.

Margarete Keilacker führte mit ihm am 12. Mai 2016 das folgende Zeitzeugengespräch.

Was möchten Sie denn in diesem Gespräch unbedingt festgehalten haben?

Es gibt ein grundsätzliche Unterbewertung von Kultur im Medium Fernsehen und in der Gesellschaft. Kultur wird als Kunst verstanden, zunehmend als Event, als Unterhaltung. Und natürlich als Wirtschaftsfaktor. Dass Kultur und unser Umgang mit ihr ,etwas über unsere Gesellschaft sagt, über unsere Art zu kommunizieren, dass sie Art und Weise unseres Zusammenleben maßgeblich beeinflußt,wird vernachlässigt. Wozu „Kulturverlust“ führt, erleben wir täglich im Internet, auf der Strasse und in Wahlkämpfen - in den USA wie in Europa. Kultur sucht Wahrheit, diskriminiert nicht, sondern klärt auf. Sie strengt an, macht aber auch Spaß und bildet.

Dabei haben Sie doch schon viel früher den Stellenwert der Kultur im Fernsehen beklagt.

Ich hätte mir nicht vorstellen können, dass es...

...noch schlimmer wird.

Schlimmer will ich gar nicht sagen, sondern dass es in der veränderten Medienwelt, bei allem notwendigen Streit, immer weniger Streitkultur gibt, dass es um Polemik, um Aufmerksamkeit, um den schnellen Klick geht. Ein Satz, wie ihn Richard von Weizsäcker als

Bundespräsident gesagt, hat: „Alles ist Kultur, auch die Politik“ – wirkt geradezu altmodisch.

Hm, das kommt auf den Kulturbegriff an. Was war das Schönste in ihrem Berufsleben?

Eine Frage, die ich grundsätzlich nicht beantworte, weil ich als Journalist versucht habe sie zu vermeiden: Was war das Wichtigste, was war das Größte, was war das Tollste. Man fängt an zu grübeln und sagt irgendetwas, in der Regel das Falsche.

Ja.

Oder die Aufforderung: „Nennen sie mal den wichtigsten Film, den sie gesehen haben!“ Schon fällt mir keiner mehr ein.

Es gab natürlich eine ganze Reihe von schönen, wichtigen, beruflichen Erlebnissen. Etwa als zum ersten Mal ein Magazinbeitrag in „Titel, Thesen, Temperamente“ in der ARD lief. Über die Uraufführung von Peter Handkes „Das Mündel will Vormund sein“ (unter der Regie von Claus Peymann am Theater am Turm in Frankfurt am Main). Das war mein erster Film überhaupt. Das war für einen jungen, aufstrebenden Journalisten, der vorher viel Hörfunk und Zeitung gemacht hatte, ein tolles Erlebnis. Aber natürlich ist, wenn ich auf meine berufliche Laufbahn zurückblicke, die Tatsache, dass ich das Glück hatte in Potsdam einen neuen ARD-Sender aufbauen zu dürfen, sicherlich das, was mich am meisten rückblickend bewegt.

Worüber haben Sie sich am meisten geärgert? Ist wieder so eine Frage, aber...

Ja, ist auch wieder so eine Frage. Am meisten habe ich mich geärgert über Illoyalität und über Unprofessionalität, die in unserem Berufsstand doch verbreiteter ist als man glaubt. Wenn sie so wie ich auf beiden Seiten gestanden haben; also als Journalist, der fragt und als jemand, der befragt wird, und sie lesen Interviews, die sie nie gegeben haben, dann finden sie unseren Beruf schon seltsam. Oder wenn sie erleben, dass Kollegen, Kolleginnen aus dem eigenen Hause sie interviewen und von dem Thema, zu dem sie den Intendanten befragen, nichts wissen. Dann wundert man sich nicht mehr darüber, dass Politiker oder Wirtschaftsleute, die interviewt werden, von Leuten, die sich entweder kaum oder gar nicht vorbereitet haben, keine sehr hohe Meinung haben. Ich finde das in der Tat skandalös, und es hat sich natürlich noch durch die Tatsache potenziert, dass heutzutage im Netz jeder Journalist sein kann.

Kommen wir mal zu ihrem journalistischen Werdegang. Sie waren erst bei der Presse, sind dann zum HR gegangen. Wie sind Sie zum Rundfunk gekommen?

Natürlich fing es - wie es sich gehört - als Chefredakteur der Schülerzeitung - „Die Kladde“ an der Limburger Tilemannschule - an. Und schon damals habe ich für die Lokalzeitung gearbeitet. An der Universität Frankfurt war ich einer der Redakteure des „Diskus“ – eine Studentenzeitung, die nicht gerade auf der rechten politischen Seite stand.

Wie bin ich dann zum Hörfunk gekommen? Ich hatte meine Promotion abgeschlossen, hatte in New York das Angebot der New York University nicht angenommen Assistant

Professor zu werden, sondern bin mit der klaren Ansage: „Ich will Journalist sein und zum Fernsehen“, einem damals neuem und attraktiven Medium, zurück nach Frankfurt – mit der Empfehlung eines meiner Professoren, mich doch mal bei Herrn Manthey beim Hessischen Rundfunk zu melden. Der war damals zuständig für Literatur im Hörfunk. Manthey drückte mir zwei Romane in die Hand und sagte: „Dann schreiben Sie mal eine Rezension“. So begann das.

Ich habe von da an sehr viel für den Hörfunk gemacht, u.a. „Kritisches Tagebuch“, das damals für den WDR und Südwestfunk produziert wurde. Peter W. Jansen war der Redakteur in Baden Baden. Und Frau Keilacker, wenn heute überall Trimedialität propagiert wird: Wir freien Journalisten waren damals schon trimedial. Man machte einen Bericht fürs Fernsehen, benutzte den Ton für den Hörfunk und schrieb außerdem noch für die Zeitung über dasselbe Ereignis einen Artikel. So bin ich quasi über den Hörfunk beim Hessischen Rundfunk auch zum Fernsehen gekommen.

Was haben Sie da gemacht? Sie hatten vorhin schon erwähnt „TTT“.

Es gab ja damals wenige Film- und schon gar keine Medienhochschulen. Ich hatte an der Uni in USA ein bisschen Regierfahrungen gesammelt. Und eines Tages fragte mich ein Fernsehredakteur: „Wollen Sie eine Serie für das Schulfernsehen machen?“ Dreizehn mal 45 Minuten Wirtschafts- und Rechtskunde, begleitet von einem Fachbeirat. Zusammen mit Wolf Donner, damals festangestellter Redakteur bei „TTT“, später bei der „Zeit“ und dann Berlinale-Chef, habe ich die Drehbücher geschrieben, ein Jahr lang gedreht, im Studio mit Schauspielern inszeniert. Dann wechselte Wolf Donner zur „Zeit“ nach Hamburg und Kurt Zimmermann, der Kulturchef des Hessischen Rundfunks, bot mir seine Stelle an.

Das war?

Das war Redakteur für Theater bei „Titel, Thesen, Temperamente“, beziehungsweise in der Kulturabteilung des HR. Ich habe Zimmermann gefragt,was verdiene ich denn so? Es war erheblich weniger, als was ich als Freier verdient hatte. Dann sagte Zimmermann etwas sehr Kluges: „ Es wird für ihre berufliche Laufbahn wichtig sein, dass sie einmal Redakteur waren. Sie können immer wieder ins freie Journalistentum wechseln“. Er hatte recht, auch wenn es finanziell weh tat. Also habe ich diese Stelle angenommen und das Fachgebiet Theater sehr schnell erweitert um Film. Filmberichterstattung gab es bei „TTT“ Ende der sechziger Jahre nicht. Das war noch keine in der klassischen Fernsehkultur akzeptierte Kunstgattung.

Fürs Dritte Programm machte ich die Redaktion einer Kultursendung, die Peter Härtling moderierte, bis Härtling eines Tages sagte: „Also das können sie doch selber auch. Das ist doch Quatsch, dass ich das hier mache“. So ging es los mit dem Moderieren.

Sie waren mehrere Jahre in den USA, haben dort studiert, wurden dort promoviert. Welche Auswirkungen hatte das auf Ihre weitere Tätigkeit?

Ich bin sehr jung in die USA gekommen, als Fulbright-Student, hatte das dritte Semester gerade abgeschlossen, war in einer Entwicklungsphase, in der man noch sozialisiert wird.

Für mich war es wichtig, dieses Amerika, das für uns Westdeutsche das Wunderland war, wirklich kennen zu lernen, diesen „American Way of Life“, die ganze kulturelle Vielfalt, die dort existierte. Multikulti gab es schon, das musste nicht erst erfunden werden, und die Chance zu haben, in einem Universitätssystem zu sein, in dem maximal fünfzehn bis zwanzig Studenten im Kurs saßen. Es war eine ganz andere Welt als die, die ich aus der Massenuniversität Frankfurt am Main gewohnt war.

Abends im Studentenheim beobachtete ich, wie meine Kommilitonen vor dem Fernseher hingen, um sich die Johnny Carson-Show anzusehen. Ich verstand das damals überhaupt nicht, fand es auch total öde.

Ich habe meinen Bachelor in Liberal Arts gemacht und bin dann ein zweites Mal als Doktorand nach Amerika, auch das ein Zufall. Wir hatten in Frankfurt am Main ein Studentenkabarett „Die Freimauler“ - damit habe ich einen Teil meines Studiums verdient - habe Texte geschrieben und gespielt. Bei einer Tournee durch die USA waren wir auch an der NYU am Washington Square, wo ich meinen späteren Doktorvater Volkmar Sander kennenlernte, der mich fragte: „Wollen Sie denn nicht zu uns kommen, als Teaching Assistant?“ Und da ich gerade eine New Yorkerin geheiratet hatte, passte das gut.

Ich habe in Amerika für mein journalistisches Leben gelernt, wie man erstens kurze Fragen stellt, um möglichst präzise Antworten zu kriegen. Zweitens dass zum Fernsehjournalismus auch die Fähigkeit gehört, die Dinge wo es passt locker anzubieten, wenn es nicht gerade eine politische Debattensendung ist. Ich glaube, das war nicht unwesentlich dafür, dass ich später für die ARD eine Talkshow moderiert habe. Insgesamt war es die Öffnung meines Blickes in Richtung Westen, inklusive der Tatsache, dass ich zum ersten Mal in meinem Leben bewusst Juden kennenlernte. Ich hatte in der deutschen jüdischen Gemeinde viele Bekannte, habe Hannah Arendt getroffen. Es war eine spannende Zeit.

Sie haben ihre Dissertation zu Brecht geschrieben?

Ja.

Hat Sie das in der folgenden Zeit irgendwie beeinflusst?

Brecht hat mich schon vor der Dissertation beeinflusst. Im Rahmen eines Seminars für Schülerzeitungsredakteure in Berlin machten wir eine Zeitung und konnten uns entscheiden, was wir schreiben, wen wir interviewen wollten. Ich erklärte: „Ich interviewe Helene Weigel.“ Bin also nach Ostberlin und habe am Schiffbauerdamm erst mal drei Abende lang Stücke angeguckt. Ich war total beeindruckt von „Arturo Ui“ mit Ekkehard Schall. Nachdem ich drei Abende dort verbracht hatte, bin ich einfach in Weigels Büro und habe gesagt: „Ich bin Schülerzeitungsredakteur und würde gern ein Interview mit Frau Weigel machen.“ Die Mitarbeiterin meinte, das sei aber ein bißchen kurzfristig. Aber es klappte.

Ich fand auch die Gedichte Brechts wunderbar, die frühen Stücke toll. Brecht war für mich eine wichtige literarische Figur, bevor ich mich dann, wiederum eher durch Zufall, im Rahmen eines Hauptseminars mit dem Geschichtsbild Brechts beschäftigt habe. Das war als Gasthörer an der Columbia Universität, wo mein damaliger Professor Reinhold Grimm unterrichtete. Es wurde dann die Basis für meine Dissertation.

Dabei habe ich mich natürlich auseinandersetzen müssen mit den „Abweichlern“ innerhalb des Marxismus-Leninismus. Das heißt, all die Debatten darüber, was darf der Kulturschaffende im Sozialismus und was darf er nicht, waren für mich nicht Neuland, als ich mich dann später damit in der Realität der CSSR auseinander setzen durfte, als ich dort Korrespondent war.

Da kommen wir jetzt sofort hin. Sie waren von 1972 bis 1974 ARD-Korrespondent in Prag. Die Zahlen stimmen, ja?

Ja.

Habe aber trotz vieler Recherchen darüber nichts gefunden. Was haben Sie da gemacht?

Ich muss noch einen Nachsatz zu Brecht machen.

Hm?

Der ORB hatte eine wunderbare Tradition Feste zu feiern. Bei einem der ersten Feste, das wir feierten, Babelsberg war eingeschneit, sang der Intendant aus dem Westen das schöne Lied aus „Mutter Courage“: „Das Frühjahr kommt. Wach auf, du Christ! Der Schnee schmilzt weg. Die Toten ruhen. Und was noch nicht gestorben ist, das macht sich auf die Socken nun“. Meine Ostkollegen waren amüsiert bis erschüttert.

Klar.

Prag: Ich kannte ein bisschen die Prager Kulturszene, weil ich für den Hessischen Rundfunk dort bei einem internationalen Pantomime-Festival war. Der damalige ARD-Korrespondent brachte kaum Berichte zustande. Daraufhin hat der Hessische Rundfunk beschlossen, wenn es im Moment unmöglich sei über Politik zu berichten, könne man doch sicher etwas über Kultur machen.

(Beim WDR war die junge Generation gerade dabei, die Korrespondentenplätze im Osten zu besetzen. Pleitgen ging nach Moskau, Bednarz nach Warschau und ich ging nach Prag, wo ich Hans-Peter Riese vom Deutschlandfunk schon vorfand.) Was die klugen Menschen im HR nicht bedacht hatten, war, dass man 1972 über eines nun überhaupt nicht berichten konnte, nämlich über Kultur. Also was machte ich: Politik, Land und Leute, Wirtschaft und wenn wir Kultur machten, dann wirklich als Schmuggelware.

Den ersten Beitrag für die „Tagesschau“ werde ich nie vergessen. Ich war gerade angekommen, es war Winter, und es fand die Eishockeyweltmeisterschaft in Prag statt. Und wissen Sie, wer im Endspiel stand – Sowjetunion gegen Tschechoslowakei. Also machte ich einen „Tagesschau“-Bericht darüber, in dem kam der schöne Satz vor: „Wenn die Mannschaften der CSSR und der Sowjetunion sich auf dem Eis begegnen, träg eine Nation auf dem Eis aus, was sie anderswo nicht austragen konnte.“

Am nächsten Tag war ich im Außenministerium und der zuständige Abteilungsleiter sagte: „Sie wissen doch, dass die Vermischung von Sport und Politik gar nicht geht. Das können

wir auch nicht akzeptieren“. Woraufhin ich sagte: „Da bin ich aber jetzt überrascht. Das kenne ich aus meinem Marxismusstudium ganz anders.“ Daraufhin guckte er mich an, grinste und sagte: „Aber nicht nochmal“!

Es war jedenfalls möglich eine Menge an Berichterstattung zu machen, u.a. ein vierteljährliches Magazin, „Prager Notizen“. Natürlich unter strenger Überwachung des Klassenfeinds. Es war aber viel leichter als in der DDR, weil wir nichts vorher anmelden mussten. Wir konnten überall hinfahren. Wir konnten drehen, wenn man es uns vor Ort gestattete. Natürlich keine militärischen Einrichtungen usw. Mein Büroleiter, Dr. Janosch, war ein aufrechter mährischer Jurist und Patriot, bekennender Katholik. Er machte die Vorhut und murmelte etwas von „televise nemencki…“ und meistens dachten unsere Gegenüber: Ach, die sind aus der DDR. Dadurch haben wir eine Menge machen können, was keinen so sehr interessierte wie Herrn Schnitzler beim „Schwarzen Kanal“, wo ich ein beliebter, unfreiwilliger „Gast“ war.

Friedrich Nowottny hat Sie dann als Redakteur und Kommentator ins ARD Studio Bonn geholt.

Wie kam das?

Ja, wie kam das, beziehungsweise was haben Sie daran für besondere Erinnerungen?

Ich habe Nowottny während der Berichterstattung über die Aufnahme diplomatischer Beziehungen kennengelernt, auch eine Reportage für den „Bericht aus Bonn“ gemacht. Als im Studio eine Stelle zu besetzen war, rief er mich in Prag an. Wir trafen uns zu einem langen Spaziergang und wurden uns schnell einig.

Das richtige aktuelle journalistische Handwerk im Politikbereich habe ich dann bei Nowottny gelernt. Er war kein einfacher Chef, auch durchaus zu Temperamentsausbrüchen neigend. „Ihr Stehschläfer“ war eine seiner Lieblingsvokabeln. Aber er war jemand der sowohl bei „Tagesschau“-Stücken, Beiträgen für den „Bericht aus Bonn“ oder Kommentaren, sich Mühe gemacht hat. Für mich gibt es zwei unterschiedliche Typen von Vorgesetzten. Bei dem einen kommst du mit deinem Kommentar und fragst: „Wollen sie mal drauf gucken?“ und der sagt: „Ja, ist schon gut“. Der andere sagt: „Ne Junge, nun mal Butter bei die Fische, das ist ein Kommentar und kein Bericht.“ Nowottny war der andere Typ.

Das war eine gute Zeit, eine anstrengende Zeit, ein gutes Team. Wir waren auch da wieder ein paar „junge Wilde“ und die „alten Herren“ Nowottny und Ernst Dieter Lueg waren die Chefs. Aber ich war 1974 kaum da und was passierte, Willy Brandt trat zurück. Das heißt, das war für uns, die wir uns für Brandt begeistert hatten, ein Schock. Ich bin in Prag mit einem Aufkleber auf dem Auto rumgefahren, „Bürger für Brandt“. Was mein damaliger Verwaltungsdirektor (CDU) überhaupt nicht komisch fand – politische Propaganda am Dienstwagen! Beim Drehen in Prag war das allerdings eher hilfreich.

Dann bin ich schon nach einem Jahr – was mir Nowottny lange übelgenommen hat – für zwei Jahre nach Köln zur Talkshow „Je später der Abend“, als Nachfolger von Dietmar Schönherr. Kam dann wieder nach Bonn zurück. Am zweiten Arbeitstag musste ich einen

Bericht über eine Sitzung der SPD-Fraktion machen. Nowottny sagte auf seine, keinen Widerspruch duldende Art: „Wir brauchen ein Wehner-Interview“. Als ob das so einfach gewesen wäre, beim damaligen Fraktionsvorsitzenden. Wehner kam aus der Sitzung heraus, ich sagte: „Tag, ich bin wieder da“. „Wurde aber auch Zeit!“, war die trockene Reaktion.

Mir hat die Zeit in Prag sehr geholfen, weil Politiker wie Herbert Wehner unsere Berichte sahen. Das heißt, man kam in Bonn an und war kein unbeschriebenes Blatt. Zumal ich zum Schluß über die Aufnahme diplomatischer Beziehungen, den Brandt-Besuch in Prag und so weiter berichtet hatte. Dann kam also in Bonn die Guillaume-Affäre, die RAF Zeit, Mogadischu. Wir waren permanent im Einsatz. Das waren aufregende Zeiten.

Ich bekam häufig Spezialaufträge. Als Richard von Weizsäcker zum ersten Mal als Bundespräsident kandidierte, hieß es: „Machen sie mal das Porträt von Weizsäcker“. Oder: „Portraitieren Sie mal Kurt Biedenkopf“. Dadurch entstehen im Laufe einer Karriere Verbindungen, Bekanntschaften, die einem später journalistisch nutzen.

Bonn war für mich wichtig, weil ich ein Stück Zeitgeschichte erlebt und dort gelernt habe: Politiker sind eben auch nur Menschen. Du darfst dich in keinem Fall einschüchtern lassen, und du musst, wenn du je Chef wirst, nicht vor ihnen einknicken. Beispiel: Genscher wollte immer die absolute Kontrolle über seine Interviews. Er war ja der große Meister des Ausweichens. Ich hatte einmal ein Interview mit ihm gemacht und von fünf Antworten waren viereinhalb für die Story nicht verwendbar. Es gab nur eine halbe Antwort, die ich benutzte. Also haben wir die gesendet. Daraufhin kam ein Anruf des Pressechefs bei Nowottny mit dem Tenor: „Also das fanden wir überhaupt nicht gut. Wir möchten diesen Reporter bei uns nicht mehr sehen!“ Kurze Zeit später war wieder ein Interview mit Genscher zu machen und Nowottny sagte: „Rosenbauer, machen sie das“.

Wenn also bei mir im ORB der Regierungssprecher des Landes Brandenburg, Erhard Thomas, mit dem ich mir im Studio Bonn ein Büro geteilt hatte, anrief und sagte: „Wir haben ein Problem mit der Berichterstattung des ORB“, sagte ich: „Das ist schön, aber wir nicht“. Friedrich Nowottny hatte als Studioleiter gegenüber Politikern eine klare Position: Ernsthaftigkeit in der politischen Analyse, aber meist mit einem ironischen Unterton. Wir respektieren das, was ihr macht, aber wir nehmen es manchmal nicht so ernst. Ich glaube, das tut gut.

Sie sind dann zum WDR gekommen?

Studio Bonn gehörte damals zum WDR.

Ja, aber direkt dann nach Köln? Wann war das?

Wie schon erwähnt, bin ich 1975/76 nach Köln, um „Je später der Abend“ zu moderieren und als Autor für „Tagesthema“ zu arbeiten, ein tägliches halbstündige politisches Magazin im Dritten Programm. Zum zweiten Mal bin ich 1978 nach Köln ins „Mutterhaus“.

Chef im WDR

Und wurden dann gleich Leiter der WDR Auslandsredaktion?

Vorher passierte noch etwas anderes. In Bonn bekam ich einen Anruf vom ZDF. Ob ich nicht zusammen mit Hans-Dieter Kronzucker das „heute-journal“ leiten und moderieren wolle. Kronzucker auf CDU-Ticket, ich als sozialliberales Pendant. Ich glaube Kronzucker war auch nicht in der CDU, so wie ich nicht in der SPD, das spielte ja auch gar keine Rolle, es musste nur „farblich“ ausgewogen sein. Ich habe mich zweimal mit dem damaligen ZDF-Intendanten von Haase getroffen, aber irgendwie stimmte die Chemie nicht. Schließlich wechselte Klaus Besser vom WDR zum ZDF und wurde dort später Chefredakteur.

Vor den Gesprächen mit dem ZDF hatte ich den ARD-Koordinator, Heinz-Werner Hübner, der gerade zum WDR- Fernsehdirektor gewählt worden war, nach seiner Meinung gefragt: Er sagte: „Das ist ein tolles Angebot, aber überlegen sie sich, ob sie wirklich da als zweiter Mann hinwollen. Das wird nicht einfach.“ Kurze Zeit später rief er mich aus Köln an und fragte: „Wollen sie Auslandschef werden?“. So kam ich das zweite Mal nach Köln, habe Hübner immer sehr geschätzt. Er war ja Potsdamer, ein vielseitig gebildeter, sensibler Intellektueller, der Bücher über Vögel, über Potsdam, über alles Mögliche schrieb, und mit dem sehr sehr gut zu arbeiten war.

Wenn ich das richtig einschätze, war ihre größte Leistung dann in der nächsten Zeit, dass sie den „Kulturweltspiegel“ erfunden und durchgesetzt haben.

Den „Kulturweltspiegel“ haben wir paradoxerweise in der Programmgruppe Ausland, die zur Chefredaktion Politik gehörte, begonnen.

Ja, deswegen frage ich das jetzt.

Da schließt sich der Kreis zu Ihrer ersten Frage. Heute wird unter der Überschrift „Globalisierung“ so getan, als müssten wir die Probleme der Welt neu entdecken, weil sie jetzt quasi vor der Tür steht, als Flüchtling und Migrant. Darüber haben wir aber schon in den siebziger, achtziger Jahren diskutiert und versucht, mit journalistischen Mitteln diese Welt unseren Zuschauern nahe zu bringen, indem wir über kulturelle Phänomene, politische Phänomene, einfach über die Gesellschaft dieser Länder berichtet haben. Und zwar nicht unter dem Aspekt: Eine neue Hungerkrise. Schon wieder ein Bürgerkrieg.

Mein Vorgänger im Auslandsresort, Eberhard Kuhrau, hatte die Idee, ein Magazin über die „Dritte Welt“ zu machen, so hieß das ja damals. Das haben wir in der „Weltspiegel“-Redaktion dann weiterentwickelt, weil wir sagten, das muss auch jemand anschauen wollen, der sich nicht besonders für die Probleme der „Dritten Welt“ interessiert. Wir setzen auf die eingeführte Marke „Weltspiegel“, nennen es „Kulturweltspiegel“ und unsere Hauptautoren sind die Korrespondenten, die eben mit dem Blick des Nichtfachmanns über kulturelle Phänomene berichten. Bis heute treffe ich Leute, die sich an den „Kulturweltspiegel“ erinnern, sehr häufig Deutsche mit Migrationshintergrund. Es war ein Verdienst des WDR-Programmdirektors, dass wir in kurzer Zeit von einem Sendeplatz am späten Donnerstagabend auf Sonntagabend nach dem „Tatort“ gelegt wurden. Das waren noch Zeiten!

Toller Platz, ja. Dann hatten Sie auch noch die Idee, einen „Weltspiegel“ für Kinder zu machen?

Ja, irgendwie waren wir unserer Zeit voraus, was „Branding“ betraf. Man hat eine eine Marke, und die Marke wird dann durch Spezialangebote ergänzt. So wie es heute jede Zeitschrift macht. Es hat großen Spaß gemacht, Kindern die Welt zu erklären, das ist mit das Schönste, was sich ein Journalist wünschen kann.

Dann wurden Sie ab 1983 Leiter des Programmbereichs Kultur, Wissenschaft, Bildung. Da überlappt sich ja einiges, von dem, was wir jetzt hatten. Also den „Kulturweltspiegel“ haben Sie dann mitgenommen, „Weltspiegel“ für Kinder weiß ich nicht. Bis wann waren Sie das? Bis zu ihrem ORB-Intendantenantritt?

Genau.

Ist für diese Zeit noch irgendwas, außer zur Moderatorentätigkeit, da kommen wir gleich noch hin, bemerkenswert?

Die Kultur im WDR war, als ich die Hauptabteilung übernahm, die gleichberechtigt neben Chefredaktion, Spiel/Unterhaltung und Regionalem stand, in einem bedauernswerten Zustand. Für die 68er Generation war alles politisch, und so wurde in der Kultur natürlich der Klassenkampf ausgetragen, vor allem im WDR-Hörfunk. Woraufhin der damalige Intendant Friedrich-Wilhelm von Sell, ein aufrechter Sozialdemokrat, beschloss: Wir verteilen die Kultur jetzt breitflächig auf verschiedene Resorts, denn schließlich ist alles Kultur. Damit haben wir das auch ein bisschen besser unter Kontrolle. Ich habe dafür ein gewisses menschliches Verständnis, weil man nicht jeden Tag von einem Politiker wegen revolutionärer Umtriebe im Programm angemotzt werden will. Das Ergebnis aber war, dass die einst starke Kulturabteilung praktisch aufgelöst wurde.

Als ich die Hauptabteilung Kultur/Wissenschaft/Bildung übernahm, gehörten dazu nicht Bildende Kunst, nicht Musik, nicht Film, nicht Geschichte. Mit Hilfe des Fernsehdirektors ist es mir peu a peu gelungen, das alles wieder einzusammeln: Wibke von Bonin mit der Kunst, Manfred Graeter mit Musik, Oper, Konzerte, Film mit Wilfried Reichart. Die Geschichte mit Jürgen Rühle, Werner Koch, Ralph Giordano, Edith Scholz. Das heißt, wir haben aus einer relativ kleinen Abteilung wieder eine sehr große gemacht und der Kultur ihre Bedeutung zurückgegeben.

Fritz Pleitgen, der damals nach Gerd Ruge und Rolf Schmidt-Holz Chefredakteur Politik wurde, hat nicht immer gerne gesehen, was wir so alles trieben. Ich weiß noch, als ich zu Willy Brandts 70. Geburtstag ein großes ARD-Gespräch machte, war er anschließend bei Günter Struwe, dem Fernsehdirektor und machte dann das große Gespräch mit Helmut Schmidt. Sie sehen, es gab Konkurrenz, aber die belebte auch im WDR das Geschäft. Zur Hauptabteilung gehörten auch die Frauenredaktion, Kirche und Gesellschaft, Verbrauchermagazine, die Wissenschaft, wo Jean Pütz und Rangar Yogeshwar neue Formate ausprobierten. Wir konnten sehr viele Experimente machen. Eines dieser Experimente hat bis heute überlebt, die Satiresendung „Mitternachtspitzen“, deren erster Präsentator Richard Rogler hieß.

Wenn ich heute Kollegen vom WDR treffe, sind wir uns einig: Die achtziger Jahre waren für uns als Journalisten und Programmmacher die goldene Zeit. Wir hatten so viel Geld für Programm, wie wir brauchten. Wir konnten so viele Sendungen machen, wie wir es Platz im Programm gab. Wir konnten alles Mögliche erfinden.

Moderator

Kommen wir mal zu ihrer Moderatorentätigkeit, ihrer Gesprächstätigkeit. Also wenn ich das richtig erfasst habe, war das erste „Je später der Abend“?

Ich habe schon beim Hessischen Rundfunk angefangen, eine Live-Filmsendung zu moderieren im Dritten Programm.

War das der „Teleclub“?

Ich glaube ja. Es war jedenfalls eine Gemeinschaftsproduktion WDR, Hessischer Rundfunk, live aus der gerade vorhandenen Dekoration eines Studios. Die erste Sendung kam aus einem Studio, in dem der HR gerade mit Werner Schröter ein Fernsehspiel produzierte. Also hatten wir als Gäste neben Werner Schröter, Rosa von Praunheim, Oswald Kolle, den Aufklärungspapst, und Günter Amendt, der gerade „Sexfront“ veröffentlicht hatte. Die Sendung sollte 90 Minuten dauern, live ausgestrahlt. Gegen Ende ging es plötzlich heftig zur Sache. Rosa von Praumheim sagte zu Kolle: „Was reden Sie denn in Ihren Aufklärungsfilmen immer so um die Sache rum. Sagen Sie doch mal Möse, Pimmel, Schwanz. Was soll denn das Drumherumgerede?!“ So ging das hin und her. Schröter guckte mich an und sagte: „Ach, ich küsse dich gleich“.

Jedenfalls wurde die Sendung zweieinhalb Stunden lang. Die Techniker der Post schalteten die Leitungen nicht ab. Der HR-Schaltraum sagte: „Wir finden das spannend, macht weiter“. Mein damaliger Chefredakteur, Wolf Hanke, tobte und rief immer wieder bei der Sendeleitung an, die aber nichts unternahm. Ich glaube, dass diese Sendung, die schon ein bisschen ungewöhnlich war, auch einer der Gründe war, warum später beim WDR, irgendjemand auf die Idee kam, mich für die Talkshow vorzuschlagen: Der Rosenbauer hat doch schon mal so eine verrückte Sendung moderiert, fragt den doch mal für „Je später der Abend“.

Ja, die Sendung wurde ja mit mehreren Moderatoren ausprobiert und relativ schnell wieder eingestellt. Auch Sie haben sich offensichtlich da etwas schwer getan. Woran lag das? Lag ihnen das nicht oder war die Zeit für eine Talkshow in Deutschland noch nicht reif?

Ich war einfach zu jung, zu unerfahren dafür. Und ich hatte einen hohen Anspruch. Ich wollte als politischer, als kulturpolitischer Journalist moderieren und nicht als Entertainer. Für die Kombination von beidem, Journalismus und Unterhaltung, muss man schon sehr viel mehr Erfahrung haben. Vielleicht auch eine spezielle Begabung. Außerdem waren die Gäste fast alle älter als ich: Curt Jürgens, Liselotte Pulver, Hildegard Knef, Stefan Heym, Karl Lagerfeld usw. usw. Das galt zwar nicht für Senta Berger, Udo Lindenberg oder Uschi Glas, aber für die war ich trotzdem ein unbeschriebenes Blatt, wenn ich sie in der Sendung hatte. Das heißt, wenn ich 20 Jahre später mit denselben oder mit anderen Leuten zu tun hatte, dann war es eine völlig andere Situation. Man begegnete sich quasi auf Augenhöhe.

Dann war da das redaktionelle Konzept. Der Redakteur, ein gestandener Konservativer, der gelegentlich eine besondere Neigung zu ehemaligen Größen aus der Nazi-Zeit hatte. In der Probesendung, die auch ausgestrahlt wurde, hatte ich die Schauspielerin Christina Söderbaum. Mich interessierte Frau Söderbaum überhaupt nicht, aber der Redakteur fand sie ganz toll. Der Redaktionsleiter stammte also aus der Unterhaltung. Die Redakteure, die die Sendungen vorbereiteten – Wolfgang Korruhn und Helga Märthesheimer – waren politische Journalisten, wollten mit ihrer Arbeit etwas verändern. Also zofften die sich schon mal über die Gästezusammensetzung. Außerdem mussten dann die Gäste noch dreimal abgesegnet werden, vom Hauptabteilungsleiter, vom Direktor und in ganz schwierigen Fällen auch vom Intendanten. Was dabei für Kombinationen rauskommen, können Sie sich vorstellen. Wir kamen uns manchmal vor wie publizistische Guerillakämpfer, die sagten, wir bestehen auf Alice Schwarzer, dafür nehmen wir Uschi Glas in Kauf und so weiter. Das war das redaktionelle Problem: Keine eindeutige Linie wie: Wir machen Unterhaltung mit einem politischen Anspruch. Es war letztlich eine Unterhaltungssendung, in die wurde Politik hineingeschmuggelt. Das war schon bei Dietmar Schönherr so.

Das dritte Problem war die Tatsache, dass Talkshows für das Fernsehen in Deutschland neu waren. Wer heute in eine Talkshow eingeladen wird, der weiß, dass er sich vorher ein paar Gags überlegt haben sollte, sein Buch mitbringen darf oder seine DVD. Das wird dann gebührend vorgestellt, wenn nicht erwähnt es der Gast in jedem vierten Satz. Die Gäste haben sich professionalisiert. Die Sendungen sind weitgehend standardisiert. Du weißt schon, der wird eingeladen für Krawall, der wird eingeladen für Befindlichkeitsprobleme, der Dritte weil er gerade eine neue CD macht, sich hat scheiden lassen oder mißbraucht wurde.

Die damals konzeptionell sehr viel durchdachtere Sendung war „3 nach neun“ von Radio Bremen mit Wolfgang Menge und Gert von Paczensky.

Ach so, die gab es damals ja.

Die fingen fast gleichzeitig an im Dritten Programm. Jedenfalls habe ich durch die Talkshow wahnsinnig viel gelernt.

Sie haben dann den „Weltspiegel“ moderiert.

Ja.

Aber offenbar nur sehr kurze Zeit.

So lange ich WDR-Auslandschef war – fünf Jahre.

Das heißt, Sie haben auch den „Kulturweltspiegel“ parallel zum „Weltspiegel“ moderiert.

Ja.

Dann gab es noch, was Ihre Moderation betrifft, „Ich trage einen großen Namen“.

Das war ja eine Sendung des Südwestrundfunks. Dort habe ich auch „Prominenz im Renitenz“ eine Weile moderiert, eine Talkshow im Renitenztheater in Stuttgart. „Ich trage einen großen Namen“ war eigentlich ein Bildungsprogramm, aber ein unterhaltsames.

Und war das 1993 bis 1998? Sie sind doch da schon ORB-Intendant gewesen.

„Prominenz im Renitenz“ habe ich dann nur noch das erste Jahr gemacht, als ich Intendant war, dann war mir das zu viel. Das passte auch nicht mehr zu meiner neuen Position. „Ich trage einen großen Namen“ habe ich noch lange moderiert.

Dann haben Sie zahlreiche Gesprächssendungen gemacht – immer mit sehr prominenten Leuten: Kurt Masur, Alfred Biolek, Walter Scheel beispielsweise. Das haben Sie sowohl beim WDR gemacht als dann nochmal beim RBB.

Nein, das habe ich nur beim RBB gemacht.

Also „Hansjürgen Rosenbauer im Gespräch“?

Ich hatte mir einfach überlegt, als Intendant nicht ganz den journalistischen Bereich aufzugeben, nicht den Kontakt zur Produktion zu verlieren. Das hat sich auch bewährt. Außerdem war ich am Anfang einer der prominenteste Mitarbeiter des ORB, da mich viele Menschen aus dem „Westfernsehen“ kannten.

Warum haben sie es nicht weitergemacht?

Ich habe aufgehört, als ich nicht mehr Intendant war und in gewisser Weise als Medienratsmitglied die Seiten gewechselt hatte.

Ich habe ja für den ORB auch zwei Filme gemacht. Ein „Bilderbuch Deutschland“ über Potsdam und eines über den Fläming. Es war schön, mal wieder einen Film zu machen, wie beim WDR und beim HR.

Haben Sie an diese Zeit außer Fläming und Potsdam an die eigenen Reportagen/ Dokumentationen eine spezielle Erinnerung?

Beim WDR?

Einer meiner Lieblingsfilme war „Key West - ein amerikanischer Traum“. Eine einstündige Reportage, eher ein Feuilleton über diese merkwürdige Insel.

Ich habe mich sehr früh dafür entschieden, eher Redakteur als Autor zu sein. Ich wollte lieber fünfzig gute Filme in Auftrag geben, als dass ich drei mittelmäßige selber machte. Ich bin nicht der Typus Filmemacher, wie es jemand wie Heinrich Breloer ist oder wie es Horst Königstein war. Oder ein Dokumentarist wie Klaus Wildenhahn und andere. Ich wollte eher auch strukturell arbeiten und anderen Leuten die Möglichkeit geben, Filme zu machen. Das ist der Job, wenn man ins Management geht, sonst ist man dort falsch.

Wie würden Sie selbst Ihren Moderationsstil bezeichnen? Ich gebe ihnen mal ein paar Zitate. Grimme-Sonderpreis live für die „Mai-Revue“: „Daran hat Hansjürgen Rosenbauer durch seine ebenso unaufdringliche wie souveräne Moderation hervorragenden Anteil. Es zeigte sich, was Fernsehen auch in einer großflächig angelegten Livesendung vermag, wenn es seine Register zieht – hohes professionelles Können vorausgesetzt“; „Frankfurter Rundschau“: „Moderation des ‚Kulturweltspiegels‘ ist eine Wohltat, auch weil die Funktion des Mediums mit reflektiert wird“; Friedrich Wilhelm Hymmen zum „Kulturweltspiegel“: „Da sitzt Hansjürgen Rosenbauer an einem wohltuend unaufgeräumten Tisch und er hat nicht einmal eine Krawatte am Hals. Es geht eher leger zu und überhaupt nicht sakral. Kultur wird zugänglich und menschlich“. Hatten Sie ein Vorbild dafür oder ist das ihr Naturell?

Jetzt kommt ihre Frage: Was haben sie von Amerika gelernt?

Ja.

Das meinte ich, als ich sagte: Ich habe dort gelernt, dass Fernsehmoderatoren – Presenters, wie sie heißen – unaufgeregt und locker etwas präsentieren können. Das war auch mein Ziel. Ich wollte nicht, wie es andere machen, etwas wichtigtuend, bedeutsam, offensichtlich gebildet vortragen. Es sollte menschlich, unaufgeregt und locker sein, mit einem Schuss Ironie. Wir haben bewusst mit Wolfgang Drescher als Regisseur beim „Kulturweltspiegel“ überlegt, wie brechen wir – Brecht hätte das Verfremdung genannt – wie brechen wir die Studiosterilität auf. Der unaufgeräumte Schreibtisch wurde natürlich sorgfältig inszeniert.

Ach so.

Jaja, der stand im Studio und wurde jedes Mal aufgebaut und so dekoriert, dass es unaufgeräumt wirkte. Es wurde immer wieder etwas anderes an die Pinnwand gehängt, aber so, dass es aussah, dass es eben nicht geplant war. Das war alles Inszenierung. Ich habe einmal eine Moderation gemacht, die Füße auf dem Tisch und eine Sonnenbrille auf. Da ging es um die Filmfestspiele in Cannes. Das ist Handwerk, das heißt: Es kommt auf die Details an.

Wenn ich als Moderator zufrieden mit etwas bin, dann mit der Tatsache, dass es uns gelungen ist, bei der Kultur Dinge nicht bedeutungsschwanger zu präsentieren, glaubwürdig zu sein, wenn ich ein Buch vorstellte und sagte: „Ich finde, sie sollten das lesen“. Das ist natürlich auch eine ungeheure Verantwortung Sie können ja auch den größten Mist verkaufen.

Ich hatte diese wunderbaren Kritiken gar nicht mehr in Erinnerung, das freut mich ja. Moderation ist schlicht Handwerk. Zusammenarbeit mit Kollegen. Ich habe auch meine Kommentare zum Beispiel meiner Sekretärin vorgelesen, und wenn die sagte, „Also, Herr Dr. Rosenbauer, ich weiß ja nicht, für wen sie diesen Kommentar geschrieben haben, für mich sicher nicht“, dann hat mir das zu denken gegeben. Oder wenn die Redakteurin sagte: „Wissen Sie, ich würde das etwas anders…“ war ich natürlich sauer. Aber dann habe ich mich hingesetzt und umformuliert.

Mir sagte vor einiger Zeit Sylvio Dahl, der die ems (electronic media school) leitet und ein sehr guter Hörfunkjournalist ist: „Für mich sind Sie der Meister der kurzen Fragen!“ Das ist übertrieben, aber man hört es natürlich gern. Es war für mich ein Prinzip bei Interviews. Ich hasse es, wenn der Interviewer eine zweiminütige Frage stellt, in der schon mal fünf Sachen verpackt und vorerzählt sind, die eigentlich sein Gesprächspartner erzählen sollte. Unser Job ist es, Sie machen das ja gerade, durch kurze, aber weiterführende Fragen, den Gesprächspartner dazu zu bringen, uns etwas zu erzählen – also dem Publikum. Das habe ich mich als Lehrer immer bemüht zu vermitteln: Kurze präzise Fragen, die dürfen lustig, ironisch, streng – na, was man so im Interviewtraining anderen Leuten beibringt – sein, aber sie dürfen nicht der Selbstdarstellung des Journalisten dienen.

Sie haben in Ihrem Berufsleben das Verhältnis von Rundfunk und Politik arg strapaziert, beziehungsweise es ist an Ihnen strapaziert wurden. Was Sie betrifft, war das Professionalität, Naivität oder einfach, dass Sie den Rundfunk WDR hinter sich wussten? Also ich denke an, ich sage mal, auch wenn Sie jetzt sagen, ich soll nicht so viel allein erzählen, aber ich sage mal ein paar Beispiele. Das „Hamburger Abendblatt“, das fand ich so schön, hat 1986 geschrieben: „Alles ist so still in Köln, kein Krach, kein Skandal, stimmt etwas mit Hansjürgen Rosenbauer nicht?“. Da hatten Sie schon bei einem „Tagesthemen“ -Kommentar zur Kubakrise heftigen Ärger. Da hatten Sie vor allen Dingen mit der Reagan-Kohl-Satire in der „Mai-Revue“ 1978 Riesen-Ärger gehabt.

86

86?

Ja.

Gut. Also waren Sie einfach so selbstbewusst oder wie?

Die Erklärung wird etwas umständlich: Wenn ich an der Kunsthochschule in Köln das neue Semester kennenlernte und die Studierenden fragte: „Was wollen sie denn werden?“, dann kam irgendwann die Frage: „Was wollten Sie denn werden?“. Und dann sagte ich: „Das ist bei mir ganz einfach. Ich habe als junger Mensch gerne amerikanische Filme gesehen, besonders solche, in denen ein tapferer Zeitungschefredakteur in einer kleinen Stadt im Westen gegen den korrupten Sheriff, den Großgrundbesitzer und was weiß ich kämpfte, manchmal unterliegt, aber meistens am Ende gewinnt. Das war mein Berufsziel.“ Dann sagten die Studenten: „Naja, das haben Sie auch erreicht. Jetzt sind Sie Intendant“.

Also ich wollte natürlich als Journalist in der Gesellschaft etwas verändern. Ich bin 1941 geboren. Sie können sich vorstellen, dass mich die Adenauer-Jahre nicht unbeeinflusst gelassen haben – diese ganze Verdrucksteit, die alten Nazis, das Verschweigen von bestimmten Dingen. Ich bin kein 68er. Ich bin zu alt dafür. Aber für mich war immer der Beruf des Journalisten einer, in dem man etwas verändern will - durch Informationen, durch Position beziehen. Das habe ich, ob bei „TTT“, ob im Studio Bonn, beim WDR oder beim ORB getan. Ich bin auch davon überzeugt, dass es richtig ist, solange man nicht Parteipolitik macht. Solange man sich nicht instrumentalisieren lässt. Überzeugung zu haben, sie als Meinung klar gekennzeichnet einzusetzen, finde ich in Ordnung.

Im WRD hatte die Mehrheit der Journalisten durchaus eine linke bis links-liberale Haltung. Es war ein Sender, in dem man große Freiräume hatte, und wir hatten einen Redakteursausschuss, der hätte sich viele Dinge überhaupt nicht gefallen lassen, die heutzutage in einigen Häusern üblich sind.

Ich wusste einfach, dass der Fernsehdirektor, der die Prügel bekommt, wenn eine Sendung, ein Kommentar fachlich vertretbar war, sich vor die Redaktion stellen würde. Günter Struve hat durchaus mal gesagt: „Also musste das jetzt sein?“ Hat auch mal etwas rausschneiden lassen. Ich weiß noch, bei einer Aufzeichnung der „Geierwally“ von Wally Bockmayer gab es eine Beichtstuhlszene, die rausgenommen wurde, weil es religiöse Gefühle verletzten könnte und die Kirche in Köln – na, ja: Halleluja. Aber sonst waren die Fernsehdirektoren gestandene Profis, die das Institut öffentlich-rechtlicher Rundfunk auch als Wächter der Demokratie begriffen haben.

Dann haben Sie erlebt, dass Sie bei mehreren Funktionen im Gespräch waren, sich das wohl auch teilweise gewünscht haben, aber man Ihnen Ihre Vergangenheit und Ihre Aufrichtigkeit in politischen Fragen übel genommen hat.

Welche war das?

Sie waren als SFB-Programmdirektor im Gespräch zum Beispiel. Das war die Wahl in den Medienrat 2003, wo Sie zunächst nicht die erforderliche Mehrheit bekommen haben und das war letztendlich auch die rbb-Intendantenkandidatur.

Also die rbb-Intendantenkandidatur. Ich weiß, dass sich Mythen darum ranken.

SFB stimmt, das war für Westberliner nicht denkbar, dass jemand, der die USA, Ronald Reagan und Helmut Kohl „angepinkelt“ hatte, in Berlin im Sender Freies Berlin irgendwas werden sollte. Das war klar. Auf der anderen Seite, wissen Sie, wenn sie in Köln Kulturchef sind, wo Dinge, die sie gerne tun, zu ihrem Beruf gehören, und natürlich einen Etat haben, über den sie viel freier verfügen können als der Fernsehdirektor des SFB, dann ist so ein Wechsel nicht zwingend. Aber natürlich reizt es einen, wenn man gefragt wird.

Die rbb-Intendanz ist, dafür gibt es Zeugen, eine ganz andere Sache. Sie werden sich vielleicht nicht erinnern, aber die ARD hatte mich als Präsident von ARTE nominiert. Das ZDF musste noch zustimmen. Ich war gerade wieder gewählt worden für die zweite Amtszeit im ORB und hatte zur Bedingung gemacht, dass ich meine Position als ORB-Intendant weiterführen kann, so wie vorher M. Clément ja auch ARTE Frankreich weiter geführt hatte. In einer Pressekonferenz, bei der es um die Zusammenarbeit von SFB, ORB und NDR ging, sprach mein Kollege Günther von Lojewski das Thema ARTE-Präsidentschaft an und die Verbindung mit der Intendanz des ORB. Und Jobst Plog, damals ARD-Vorsitzender, sagte zu meiner Verblüffung, natürlich müsse ich die ORB-Intendanz aufgeben, weil beides nicht vereinbar sei. Wissen Sie, wer dann ARTE-Präsident wurde – Jobst Plog, unter Beibehaltung der Intendanz des NDR.

Warum erzähle ich das? Für mich war schon damals die Entscheidung gefallen, dass ich über eine zweite Amtszeit hinaus nicht weiter eine solche Funktion übernehmen würde.

Ich konnte nur in den zwei Jahre laufenden Fusionsgesprächen mit dem SFB nicht sagen: „Unter gar keinen Umständen werde ich mich bewerben“, weil mir sonst der Laden auseinander geflogen wäre. Ich merkte schon gegen Ende, wie einige anfingen, ihre Geschäfte zu machen, ORB-Interessen im Sinne ihrer künftigen Karrierechancen hintenan stellten. Also für mich stand das außer Frage, für mich war klar, zwei Amtszeiten, das sind zwölf Jahre Intendant. Danach bist du nur noch ungerecht, genervt, suchst dir irgendwelche anderen Spielfelder. Das hätte ich unter gar keinen Umständen gemacht.

Aha, dann wird das also generell falsch dargestellt?

Ja, ich konnte es nur nicht dementieren. Verstehen Sie, ich kann nicht auf der einen Seite sagen: „Ja, wenn es denn gar nicht anders geht, vielleicht für den Anfang und so.“ Ich bin natürlich gefragt worden, nicht nur von Gremienmitgliedern aus Brandenburg. Es gab auch ein Modell, dass ich im Paket mit der damaligen Fernsehdirektorin des SFB die Leitung übernehmen sollte. Das kam nie in Frage, es war für mich ein abgeschlossenes Kapitel. Man merkt das doch. Du machst zum fünften Mal dasselbe. Zum zehnten Mal kommt diese Vorlage auf den Tisch.

Gut. Sie hatten das vorhin schon mal angedeutet. Sie sind nicht Mitglied der SPD, aber wie verorten Sie sich politisch?

Es gibt diesen schönen Satz von mir aus dem Vorstellungsgespräch beim Rundfunkrat vor der Wahl am 10. November 1991. Wolfgang Birthler, damals SPD-Fraktionsvorsitzender im Landtag, fragte mich: „Sagen Sie mal, wo würden Sie sich denn so gesellschaftspolitisch einordnen?“ Ich antwortete: „Herr Birthler, Sie wollen wissen, in welcher Partei ich bin. Ich bin in gar keiner Partei, aber ich habe eine politische Überzeugung. Ich würde die so beschreiben: Ich bin ein Sozialliberaler mit grünen Einsprengseln“. Woraufhin nach der Wahl der CDU-Vertreter, der damalige Innenminister, auf mich zukam und sagte: „Also da hätten Sie auch noch ein bisschen schwarz reinmischen können“.

Ja, das ist ja wieder aktuell.

Ich mache gar kein Hehl daraus. Ich war überzeugter Sozialliberaler, als die sozialliberale Koalition mit der SPD in Bonn regierte. Ich finde, dass die Bewahrung der Freiheitsrechte der Bürger eine ganz wichtige Rolle spielen muss und wir uns oft gar nicht bewusst machen, wie diese Rechte in guter Absicht beschnitten werden. Sie dürfen nicht vergessen, dass der sogenannte Radikalenerlass in der Bundesrepublik für uns als Journalisten ein wichtiges Thema war. Wir fragten: Wie kann ein Mitglied der DKP in einem westdeutschen Parlament sitzen, aber nicht Postbeamter oder Studienrat werden? Es sollte Links- wie Rechtsradikalismus bekämpft werden, aber dabei sind ein paar Bürgerrechte flöten gegangen.

Was ganz anderes. Sie haben, ich habe es nicht erlebt, warum weiß ich nicht, wahrscheinlich weil ich mit mir selbst beschäftigt war, am 9. oder 11. November 1989, was ist richtig?, eine Livediskussion in Leipzig moderiert.

Ja.

War das dieser berühmte 9.11.?

Es war das Wochenende, nachdem zum ersten Mal die Grenze offen war.

Grenzeröffnung, das war der 9.11. Ja, da waren wir mit uns selbst beschäftigt. Es ist darüber nichts weiter zu finden. Wie haben Sie das erlebt?

Das war eine Livesendung, die Fritz Pleitgen und ich in Leipzig gemacht haben, aus dem Rathaus, glaube ich. Eine total aufgeregte Zeit. Alle, die vorher oder noch immer, wie nennt man das so schön – regierungs- und parteinah waren, suchten das rettende Floß. Es waren alle noch in ihren Ämtern. Wir haben als Westdeutscher Rundfunk die Sendung gemacht, die eigentlich der DFF hätte machen müssen, über den Zustand der DDR, über das Aufeinandertreffen alter Kader, gewendeter Funktionäre, Bürgerrechtlern und Pfarrern. Es war an diesem Wochenende, nach dem es montags bei der Demonstration zum ersten Mal hieß: „Wir sind ein Volk“ und nicht mehr: „Wir sind das Volk“. Wir standen in dieser Demo, haben uns die Leute angeguckt und uns gefragt: „Was passiert da gerade? Was sind das für Menschen?“

Ich bin mir der Tatsache bewusst, dass das, was ich jetzt sage, missverstanden werden kann. Aber ich habe mir das angehört und dachte: Will ich das wirklich? Will ich mit einem Teil der Leute, die dort eher Krawall machen als Freiheit fordern, die die D-Mark wollen und weniger eine liberale Republik mit ihren Stärken und Schwächen, will ich mit ihnen künftig in einem Land zusammen leben, nachdem wir unter großen Mühen und unter heftigen politischen Auseinandersetzungen eine bürgerliche Zivilgesellschaft, eine tolerante Gesellschaft erreicht haben?

Worauf ich hinaus will, ist: Ich bekam Zweifel, ob jenseits derjenigen DDR-Bürger, die dort für eine vernünftige Regierungsform, für ein vernünftiges Leben, für Bürgerrechte demonstrierten, nicht auch eine Menge Menschen in dieses vereinigte Deutschland hinein kämen, die die politische Landschaft dramatisch verändern würden. Es hat ein bisschen gedauert, aber jetzt erleben wir es in aller Dramatik. Auf erschreckende Weise treffen alte Resentiments sich mit neuen.

Pleitgen und ich standen damals da, haben den Kopf geschüttelt und dachten: Kinder, macht doch mal langsam. Jetzt gebt doch erstmal dieser DDR in einer Konföderation eine Chance, und dann machen wir daraus ein neues Land. Das war natürlich naiv, blauäugig. Und wahrscheinlich war es historisch gesehen richtig und der einzige Weg, wie es Helmut Kohl dann durchexerziert hat.

ORB-Intendant

Sie sind dann schnell wieder in den Osten zurückgekehrt, trotz aller Bedenken, und wurden Intendant des ORB – erster und einziger Intendant. Ist was für die Geschichtsbücher.

Ja, das stimmt.

Wie sieht ihre Bilanz heute mit Abstand aus?

Es war ein Glücksfall, dass Manfred Stolpe als Ministerpräsident und Wolfgang Birthler als Fraktionsvorsitzender der SPD entschieden hatten: Wir machen einen eigenen Sender. Ohne den Aufbau des ORB wäre Brandenburg schlicht von Berlin (West), vom SFB, mitgemacht worden. Es gäbe nicht mal das, was jetzt an institutioneller Verankerung und an Berichterstattung existiert. Also das war für das neue Bundesland Brandenburg mit seiner schwierigen Geschichte und seinen unterschiedlichen Landesteilen und Traditionen ein Glücksfall. Das haben viele nicht so gesehen. Ich weiß das. Aber es war richtig, und der Satz von Stolpe, den ich gern übernommen habe: „Über Fusion reden wir dann auf Augenhöhe“. Auch der war richtig.

Sagen Sie uns noch was zu Ihren Erfahrungen. Wie gesagt: Bilanz mit Abstand. Denn es ist ja nun schon ein Weilchen her. Wir haben ja dazu mal ein größeres Interview gemacht. (Zu finden in „Fernseh-Informationen“ 5/2003) Ich will das jetzt hier nicht alles wiederholen, aber heute sieht die Sache vielleicht ja in ihren Augen vielleicht ein bisschen anders aus.

Wenn ich das jetzt mit Abstand sehe und inzwischen gibt es ja schon dreizehn Jahre den rbb: Ich hatte mir von der Fusion sehr viel mehr erhofft, hatte erwartet, das Zusammentreffen der beiden Senderkulturen würde kreatives Potenzial freisetzen. Das ist in dem Umfang nicht passiert. Im Hörfunk hat sich wenig verändert. Das, was wir zu ORB-Zeiten, zum Teil allein, zum Teil gemeinsam mit dem SFB entwickelt haben – Inforadio, Fritz, radioeins – ist erfolgreich und läuft. Das Fernsehen hat sich leider nicht so gut entwickelt.

Ich glaube, dass es beim ORB auch unter dem Zwang der Verhältnisse im Nachhinein richtig war, dass wir eine klare Zweiteilung in unserer Programmphilosophie hatten. Wir hatten Antenne Brandenburg als Marktführer. Das bediente die Ostseele und die Region. Bei den anderen Programmen war immer die Hauptstadt mitgedacht. Wir haben immer gesagt: Berlin ist eine große Stadt in Brandenburg und die bespielen wir mit und verdienen dabei auch noch ein bißchen Werbegeld.

Im Fernsehen, das klingt jetzt vielleicht ein bisschen platt, war unsere Maxime: Um 22 Uhr ist der Brandenburger im Bett. Vor 22 Uhr machen wir Programm für Brandenburg. Danach machen wir Programm fürs Profil. Das heißt, wenn dann jemand in München die Spielfilme im ORB guckt, die er sonst nirgendwo vor Mitternacht sieht, wenn überhaupt, dann haben wir etwas richtig gemacht, dann haben wir bundesweit eine Bedeutung, und nur ein Profil, das über Brandenburg hinausreicht, sichert uns die Existenz dauerhaft. Das hat auch funktioniert.

Es bedeutete für die Menschen, die dort gearbeitet haben – auch in der Endphase nach zwölf Jahren waren es immer noch neunzig Prozent mit einer Ostvergangenheit – wir spielen ein bisschen in der Bundesliga mit. Das war richtig und ich glaube, eines der größten Verdienste. Nur durch den ORB haben viele Menschen, die entweder im DFF oder im Rundfunk der DDR waren eine Chance erhalten, diesen Beruf weiter auszuüben – gut auszuüben und sich zu profilieren. Viele junge Leute, die zwar in Leipzig ausgebildet wurden, aber nichts mit Kommunismus an der Backe hatten, hatten eine Chance, sich zu entwickeln – mit einen paar kleinen Stasiausrutschern, die nicht so lustig waren. Aber dennoch. Bis heute begegnet mir gelegentlich ein Mitarbeiter des ORB, der gerne Chefredakteur Fernsehen werden wollte und dem ich sehr früh gesagt habe: „Es tut mir leid, sie werden

das nicht. Es wird jemand, der von hier kommt. Der eine Ostvergangenheit hat“. „Ja, wieso? Es geht doch um Professionalität“. Ich habe geantwortet: „Ja, es geht um Professionalität, aber es geht auch darum, dass wir in diesem Sender Positionen für Kolleginnen und Kollegen aus dem Osten aufbauen, die es anderswo nicht gibt“. Bis heute gibt es zwar Sprecher und Sprecherinnen bei der Tagesschau in Hamburg, aber nur wenige Ostdeutsche in leitenden Positionen oder als Moderatoren - schon gar nicht in den westdeutschen Anstalten.

Frau Illner

Ja. Aber die ist im ZDF.

Sie kamen als Westdeutscher nach Brandenburg. Weshalb haben Sie sich zu diesem Schritt, ausgerechnet in den Osten zu gehen, entschlossen? Haben Sie gewusst, was auf Sie zukommt?

Also in den Osten zu gehen, es klingt jetzt so...

Ich habe es bewusst so formuliert.

… als sei es irgendwie ein gefährliches Land gewesen. Ich fand es aufregend, was da im Osten Deutschlands passierte. Etwas Neues aufzubauen, eine Umbruchsituation zu strukturieren. Ich wollte gerne mit dabei sein, bei dem Versuch etwas Neues aufzubauen, etwas anders zu machen, vielleicht besser als im Westen. Es ging nicht darum, Intendant zu werden. Ich war ja vorher im Beirat für die Filmhochschule in Babelsberg. Dadurch bin ich überhaupt mit Potsdam stärker in Kontakt gekommen.

Wie ich inzwischen weiß, hat mich dann Anka Mieth, die dort Professorin an der Filmhochschule war und als Vertreterin des Frauenverbandes im Rundfunkrat des Rundfunks Brandenburg saß, als Kandidaten für die Intendanz vorgeschlagen. Also ich war mit der Situation in gewisser Weise vertraut, fand sie spannend und war ein bisschen erstaunt über gewisse naive Vorstellungen, wie das alles in der ARD funktionieren sollte. Und ich dachte: Also wenn man da helfen kann, ist das sicher eine tolle Aufgabe. Nun ist Potsdam nicht gerade tiefes Sibirien, sondern wirklich eine ganz wunderbare Stadt und natürlich, das muss man fairer Weise auch sagen: Es liegt ziemlich nahe an Berlin, sodass man beides hatte – Brandenburg und die Hauptstadt.

Wie schnell haben Sie sich eingelebt? In Bezug auf die Mitarbeiter hatten Sie schon was dazu gesagt, aber Sie hatten ja auch fast ausschließlich Zuschauer aus dem Osten.

Ich hatte es mir schwierig vorgestellt, aber mir war nicht klar, dass die Entscheidung, diesen Sender in Babelsberg anzusiedeln, eine wirkliche Herausforderung war, auch für die Menschen, die dort bisher gearbeitet hatten. Denn da waren Filme gemacht worden, aber Radio und Fernsehen, das war so etwas wie der Feind. Wir waren nicht gerade wohl gelitten, als wir dort anfingen.

Die Zuschauer in Brandenburg fanden natürlich, dass der Wessi-Intendant daran schuld sei, dass sie nicht das Programm des MDR bekamen. In völliger Verkennung der Tatsache, dass der Wessi-Intendant dafür gesorgt hatte, dass nicht über weite Strecken das Programm des SFB übernommen wurde, sondern wir überhaupt die Chance hatten, etwas Eigenes zu entwickeln. Mit dem Trick, dass wir das damalige Kulturprogramm – Einsplus – der ARD immer dann durchschalteten, wenn wir kein eigenes Programm hatten – also jenseits von Aktualität - haben wir Zeit gewonnen. Wir hatten auch schlicht nicht das Geld, um das zu machen, was der MDR machen konnte. Die Programmverantwortlichen, die ja zu diesem Zeitpunkt alle Ost waren, also Michael Albrecht, Reinhold Griebner, Rosemarie Wintgen, wollten bis auf wenige Ausnahmen unter gar keinen Umständen das Nostalgie-Programm des MDR machen. Das heißt, ich habe die Prügel für eine Programmphilosophie bekommen, die wir dann peu à peu verändert haben, als es möglich war, nach einer Aufbauphase ein bisschen mehr auf die Bedürfnisse einzugehen. Aber eines muss ich auch sagen, in dem Bewusstsein, dass dieser Sender immer auch Berlin mit bespielt, was gar nicht zu vermeiden war, konnten wir nicht das MDR-Programm imitieren. Wer MDR gucken wollte, guckte MDR. Wir mussten vom Anspruch her auch die Großstadt bedienen. Wir waren am Anfang - zum Ärger des SFB - auch der Sender für Berlin (Ost).

Sie hatten im WDR zwei Intendanten, Herrn von Sell und Herrn Nowottny. Haben Sie von deren Führungsstil etwas mitgenommen?

Ich hatte drei Intendanten: von Bismarck...

Ach, von Bismarck auch noch.

Der hat mich damals beim WDR eingestellt. Bei von Bismarck habe ich seine Liberalität, aber auch seine Zugewandheit geschätzt. Auf Betriebsfesten war er ein eifriger Tänzer, auch später noch als ehemaliger Intendant. Das habe ich auf ORB-Betriebsfesten auch gemacht, weil ich fand, dass Intendanten durchaus zeigen sollten, dass sie normale Menschen sind und Spaß haben können. Friedrich Wilhelm von Sell hat mir einen sehr guten Rat gegeben: „Weißt du, die Hälfte deiner Entscheidungen wird immer richtig oder falsch sein. Aber es ist wichtig, zu entscheiden.“ Das habe ich mir gemerkt und auch so gehandelt.

Von Nowottny habe ich vor allem die Maxime übernommen: „Nachhalten, nachhalten, nachhalten.“ Da habe ich auch von meiner Frau Dagmar Rosenbauer profitiert, die damals als Referentin in der Intendanz bei Nowottny arbeitete und die mich häufig daran erinnerte, dass es nicht reicht zu sagen: „Ich hätte das gerne so und so“. Du musst nachfragen und nachfragen, bis es dann auch passiert. Es ist das größte Problem in vielen Organisationen, dass die Spitze des Unternehmens meint, wenn sie sagt, das sollte jetzt so gemacht werden, dass es dann auch umgesetzt wird. Christoph Singelnstein, beim ORB u.a. Chefredakteur von „Antenne Brandenburg“, hat mir mal erklärt, wie er die DDR-Zeit im Rundfunk überlebt hat: „Wenn mal wieder große Aufregung war, neue Anweisungen von oben kamen, sind wir einfach ein bisschen in Deckung gegangen, unter die Oberfläche abgetaucht, und haben uns gesagt, jetzt warten wir, bis es vorbei ist und dann machen wir weiter wie vorher.“

Wie war ihr Verhältnis zu anderen Intendanten innerhalb der ARD? Haben die Sie von vornherein unterstützt?

Manche so und manche so. Der WDR war sehr hilfreich. Die kleineren Sender, Saarländischer Rundfunk und Radio Bremen waren solidarisch, weil wir in einem Boot saßen. Der SFB fand, dass wir ein illegitimer Sender seien, der gar nicht existieren sollte. Dass wir Gebührengelder in den märkischen Sand setzen würden. Die Bayern fanden, dass es politisch gar keinen Rundfunk Brandenburg hätte geben dürfen, da im Einigungsvertrag stand, es dürften keine neuen „nehmenden Anstalten" entstehen. Der Südwestrundfunk mit seinem Intendanten Fünfgeld war sehr unterstützend. Ansonsten: Intendanten sind nicht per se Freunde.

Alles Alleinherrscher?

Interessenwahrer mit Zweckbündnissen, die zu Freundschaften führen können. Das gilt nicht nur für die Senderspitzen. In der ARD gibt es ja auch neun Chefredakteure oder neun Fernsehspielchefs. Die beschäftigen sich erst einmal damit, dass sie besser sein wollen als die vom anderen ARD-Sender, d.h. sie sehen sich als Konkurrenz. Wenn sie damit fertig sind, machen sie dem ZDF Konkurrenz und dann bleibt gar keine Zeit mehr, sich auch noch mit der kommerziellen Konkurrenz auseinanderzusetzen. So ist das auch auf Intendantenebene. Da wird erst mal an das eigene Haus gedacht: Wo ist der eigene Vorteil, wo kann ich im Programm oder bei Personalien etwas durchsetzen. Man konnte Zweckbündnisse eingehen, aber wenn es dann wirklich zum Schwur kam, stand man ziemlich allein da. Was nicht heißt, dass die ARD den ORB schlecht behandelt hätte. Wir haben generell die Unterstützung bekommen, die wir brauchten. Wichtig war allerdings, dass wir förmlich auf einen Finanzausgleich verzichtet hatten, dass wir personell sehr „schlank" strukturiert waren und gute Sendungen fürs Gemeinschaftsprogramm produziert und zugeliefert haben.

mabb-Vorsitzender

Sie waren Mitglied des Medienrates der MABB seit 2003 und dann wurden Sie 2014 Vorsitzender. Warum haben Sie sich dafür entschieden? Das ist ja nun so mehr oder weniger die andere Seite, die Sie da bedienen. Was machen Sie da? Ich möchte jetzt nicht wissen, welche Aufgaben die Landesmedienanstalt hat, aber wie ist ihr persönlicher Einsatz dort?

Ich fand es reizvoll, als ich gegen Ende meiner Zeit als Intendant das Angebot bekam, aus der öffentlich-rechtlichen Welt in die Welt des privaten, kommerziellen Rundfunks zu wechseln, aus der Position des Programmgestalters in die des Programmbeobachters. Das war für mich insofern auch reizvoll, weil ich mich entschieden hatte, als Ex-Intendant den freien Mitarbeitern der ARD nicht Konkurrenz zu machen. Ich wollte mir auch nicht von jüngeren Redakteuren sagen lassen, die Quote würde gerade mal nicht stimmen.

Die Rundfunklandschaft in Berlin und Brandenburg ist im privaten Bereich sehr vielfältig und interessant. Auch da kann man etwas bewegen. Zusammen mit dem damaligen Direktor der mabb, Hans Hege, hatte der ORB die Electronic Media School gegründet, nach wie vor ein Gemeinschaftsunternehmen von rbb und mabb. Wir haben dann das

Medieninnovationszentrum in Babelsberg nicht nur gegründet, sondern tatsächlich gebaut und zum Leben erweckt, haben ALEX, den offenen Kanal Berlin reformiert, für die Lokal-TV-Sender in Brandenburg die Verbreitung über Satellit ermöglicht. Also man kann als Medienratsmitglied und zumal als Vorsitzender den Direktor, jetzt die Direktorin, unterstützen oder auch anregen, Dinge umzusetzen, die für die Gesamtmedienlandschaft in der Region wichtig und gut sind. Ich verstehe mich da, so wie die anderen Mitglieder des Medienrates, durchaus als jemand, der nicht in erster Linie Kontrolleur ist, sondern auch Anreger. In einem Gremium, das nur aus sieben Menschen besteht, ist das natürlich leichter als in einem Gremium, in dem, wie in manchen anderen Ländern, zwanzig, dreißig, vierzig Menschen sitzen.

Sie waren von 2001 bis 2005 Präsident der Internationalen Organisation INPUT. Was haben Sie aus dieser Zeit mitgenommen?

Ich habe vor allem mitgenommen, dass ein funktionierendes öffentlich-rechtliches System ein wichtiger Bestandteil einer funktionierenden Demokratie ist. Die Tatsache, dass wir bei INPUT über Jahre aus Italien so gut wie keine vernünftigen Beiträge bekamen, hing auch mit der Berlusconi-Welt zusammen. Die Demokratiefunktion eines öffentlich-rechtlichen Rundfunks, oder sagen wir, eines öffentlich finanzierten und kontrollierten Rundfunks, ist für eine funktionierende parlamentarische Demokratie mit ausschlaggebend. Nicht ohne Grund kommen zwar aus Amerika eine Menge wirklich toller Serien und Dokumentarfilme. Aber das System funktioniert in einem ganz anderen Rahmen.In einem großen, aufgesplitterten Markt, in dem auch kleine Nischenproduktionen jenseits der großen Networks eine Chance haben, die bei HBO laufen oder bei Amazon, Netflix etc., aber weniger bei PBS. Das durch Steuern und Spenden finanzierte Public Broadcasting System (PBS) braucht für teure Produkte internationale Koproduktion.

Als Mitglied einer Organisation wie INPUT wird einem klar, wie Fernsehen im öffentlichen Interesse auf unterschiedlichste Weise dazu beiträgt, dass Gesellschaften transparenter werden, hoffentlich dann besser funktionieren, indem Fragen thematisieren werden, die sonst nicht vorkämen. Das hat sich natürlich durch das Internet verändert, das es jedem ermöglicht, Informationen - leider auch Desinformationen - global zu verbreiten. Gerade deswegen finde ich es nach wie vor wichtig, dass es hoch professionellen und gut finanzierten Rundfunk gibt, der Standards setzt, auf den sich die Bürger verlassen können. Es langt nicht, mit dem Smartphone drauf zu halten! (Ausführlicher hat sich Rosenbauer über seine INPUT-Erfahrungen bereits in „Fernseh-Informationen“ 6/2005 geäußert.)

Was dabei rauskommt...

...sehen wir täglich, ja.

Sie haben über lange Zeit ein großes Engagement für die Ausbildung bewiesen. Also studentisches Ausbildungsformat, Xenon in Berlin beispielsweise, Professor an der Kunsthochschule für Medien in Köln über lange Zeit, Mitbegründer der ems in Babelsberg, hatten Sie vorhin schon erwähnt. Sie sind auch heute noch an der Universität der Künste tätig und hatten mir gerade erzählt, dass Sie aus Sarajevo zurückgekommen sind. Was waren Ihre Beweggründe dafür? Und sind Ihre Beweggründe dafür?

Was gibt es Schöneres, als wenn man gefragt wird, seine eigenen Erfahrungen an junge Leute weiterzugeben. Für mich war es in meinem Studium wichtig, außer dem reinen Fachwissen mit Menschen zu tun zu haben, die über Lebenserfahrung verfügten. Ich hatte das große Glück, in Frankfurt bei Professoren wie Carlo Schmid, Horkheimer, Adorno, Fetscher zu studieren, von denen man über das rein Akademische hinaus im Gespräch viel gelernt hat. Wenn ich wie in Sarajevo Gesprächstraining für Dokumentarfilmer unterrichte, ist das ja nur zum Teil die Vermittlung von Techniken, sondern es geht darüber hinaus in sehr persönliche Bereiche, es geht um Verhaltensweisen, um eigene Ansichten, um Persönlichkeit.

Mir war es immer lieber, dass ein Student, wenn er dann sein Diplom gemacht hatte, nachher kam und sagte: „Ich habe Sie streckenweise gehasst, weil ich manchmal nach einer Kritik fix und fertig war. Aber ich habe viel mehr davon gelernt als von denjenigen, die alles immer ganz toll fanden“. Also, ich versuche, so gut ich kann - und das macht mir Spaß - Erfahrungen weiterzugeben, auch wenn das Weitergeben von Erfahrungen natürlich für einen selbst mit viel Arbeit verbunden ist. Aber ein gewisser pädagogischer Impetus ist auch Journalisten nicht fremd.

Haben Sie noch etwas, was ich vergessen habe?

Alles gut.